

Inhalt

Prolog	11
Erste Lebensjahre	13
Schul- und Jugendzeit	16
Mein Osterhase - Glöckner - Spuren legen - Im Wald und auf der Heide - Zeitenwende - Mein erster Flug - Reichsparteitag - Konfirmation - Be- rufswahl - Lebenswende - Der Name Jesus - „Wer da glaubet und ge- tauft wird...“ - Reden müsste man können - Autodidakt - Berufung - Kirchenkampf - Gesellenprüfung - Meine erste Predigt	
September 1939 bis Anfang 1942	37
„Mit Mann und Ross und Wagen...“ - „Kamerad wir marschieren im Westen...“ - Kasernenalltag - „Wohlauf, Kameraden, aufs Pferd!“ - „Ihr seid alle Gottes Kinder“ - Zum ersten Mal in Urlaub - Krakau - Wun- derbare Steiermark - Zagreb - Belgrad - Deutsche Baptisten in Jugosla- wien - Fahrt zur Ostfront - Erste Spuren des Krieges - Eine kleine Mundharmonika - Auf Befehl des Reichsführers - Gefallenenbegräbnis - Augenblicke der Besinnung - Rasputiza - Ihre Augen wurden zugehal- ten - Orel - Der stille Don - Verirrt in der Steppe - Wir müssen zurück! - Feuertaufe - Fliegende Helfer - Im Visier der Gestapo	
Februar 1942 bis Ende 1943	73
Abendmahl - Offensive - Das Lied der Steppe - Regenbogen - Noch ein- mal Urlaub - „Glücklich ist, wer vergisst...“ - Kursk geht verloren - Vierbeinige Retter - Noch weiter zurück - Putiwl - „Christos wosskres- se!“ - Weiter nach Westen - Alarmkompanie - Weihnachten im Laza- rett	
Januar bis Ende 1944.	96
Russische Großoffensive - Über Warschau nach Ostpreußen - Versetzt zur kämpfenden Truppe - „Adolf Hitler verliert keinen Krieg“ - Mor- genrot - Meldegänger - Nächtliches Feuerwerk - Der General - Weih- nachtsbescherung - Der Sturm bricht los - Eigene und Fremde - Eingeschlossen - Ausbruch um Mitternacht - Verwundet	
Januar bis Juni 1945	117
Im Heimatlazarett - Der Plattensee - Wieder im Kriegsgetümmel - Panzerjagd im Nebel - „Iwan satt“ - Straßenkampf - Ein Mongole - Frontalltag - Panzerattacke - Rabatz - Nur ein paar Russen? - Erfrierun- gen - Traumhaftes Wien - „Ausgerechnet die Oper!“ - Zurück in die Heimat - Volksgrenadiere - Der Tag X - „Vorsicht, Elche!“ - „Tu da, tu da!“ - Flucht auf Rädern - „Dazu haben wir sechs Jahre gebraucht“ - Rettende Engel - „Hands up!“ - Kriegsgefangenschaft - Lager Wickrath - „Ehe sie rufen...“ Die Entlassung	
Nachtrag	155

Zum Geleit

Karl Wlodarek gehört zu den - leider seltenen - Menschen, denen es geschenkt wurde, das Evangelium von Jesus Christus nicht nur zu predigen, sondern auch zu erleben. Dass er auch heute noch, nachdem er das biblische Alter der Achtzig gut überschritten hat, eine Predigtgemeinde mit dem Wort erreichen und faszinieren kann, das hat wohl mit einer seltenen Gabe zu tun: Karl Wlodarek predigt und redet in Sanftmut. Die Stimmgewalt eines Wasserfalles ist ihm nicht gegeben, wohl aber die Stimme eines guten Freundes, der Vertrauen weckt für den, von dem er redet.

Wie Karl Wlodarek in den Dienst der Verkündigung gezogen wurde - und man kann sagen, er hat sich nicht gedrängt, - das erzählt er in aller Freimut in dem hier vorgelegten Buch. Schon nach einigen Seiten spürt man: Dieser Bericht ist keine Erzählung von Vergangenen; es ist heute Gegenwärtiges, das gesagt werden will und gesagt werden muss. Dabei spielt der Krieg eine unheimliche Rolle, Wlodarek hat überlebt, aber es bleibt - auch ihm - ein Geheimnis, warum. Er kann es nicht lüften und will es nicht diskutieren. Warum gerade ich, wenn es so viele meiner Kameraden getroffen hat? Damit gewinnt sein Erzählen den Charakter eines christlichen Zeugnisses: Es löst nicht die Welträtsel, erkennt aber auch im Chaos die liebevolle und gnädige Hand eines Bewahrers und Beschützers - trotz allem!

Wlodarek schont weder die Leser noch die Unverbesserlichen, die heute von den Kriegsgräueln der Deutschen nichts mehr wissen wollen. Man spürt, es braucht Mut, nach all den Jahren die Wahrheit nicht nur zu bezeugen, sondern auch zu veröffentlichen. Allein eine Wahrheit, die auch Sünde benennt und Versagen bekennt, kann frei machen. Wohl darum schwebt über diesem Buch - vorsichtig gesagt - eine befreite Leichtigkeit, Zeugnis eines Lebens zweier Menschen, die das Leben mit dem Evangelium frei gemacht hat.

*Berlin im Oktober 2001
Dr. Dietmar Lütz*

*Das Leben kann nur rückwärts verstanden,
muss aber vorwärts gelebt werden.*

Sören A. Kierkegaard

Prolog

1. Juni 1945. Seit drei Wochen schweigen die Waffen. Der schreckliche Zweite Weltkrieg, der fast sechs Jahre dauerte, ist zu Ende. Im Kriegsgefangenenlager Wickrath, nahe der holländischen Grenze, kampieren über hunderttausend Angehörige der ehemaligen deutschen Wehrmacht auf ebener Erde. Für die Gefangenen gibt es weder Baracken noch Zelte. Das riesige Lager ist in Kamps eingeteilt. Seit mehreren Stunden befinde ich mich mit einigen hundert Männern in einem abgesonderten Bezirk. Wir sind die Ersten, die entlassen werden sollen.

Normalerweise müsste ich mich freuen dabei zu sein, doch die Freude ist getrübt. Ich bin nur hier, weil ich in meinem Soldbuch dort, wo Beruf steht, eigenmächtig "Landwirt" hingeschrieben habe. Es sollten sich nur Landarbeiter zur Entlassung melden, weil sie zur Bestellung der Felder dringend benötigt werden. Nun hatten meine Eltern zwar eine kleine Landwirtschaft, so dass ich etwas von der Feldarbeit verstehe, aber deshalb war ich noch kein Landwirt.

Meine eigenmächtige Änderung im Soldbuch ist auf den ersten Blick kaum zu erkennen, wenn die Kontrolleure morgen aber genau hinsehen, dann - ich wage nicht weiterzudenken. Die Sieger sind auf der Jagd nach untergetauchten Nazigrößen. Sie vermuten hinter jeder Fälschung ein „schwarzes Schaf“ das sich seinen Verfolgern entziehen möchte. Bis in meinem Fall alles aufgeklärt sein würde, können wieder Monate, wenn nicht sogar Jahre in Gefangenschaft vergehen. Ich be-reue es, mich zur Entlassung gemeldet zu haben. Aber vielleicht geht morgen doch alles gut. Wenn nur diese Ungewissheit nicht wäre!

Ich gehe über den Platz in der Hoffnung, vielleicht einen Bekannten zu treffen, mit dem man sich unterhalten kann. Vergeblich! Nur fremde Gesichter sehen mich an. Inzwischen ist es Abend geworden. Mit mei-

ner Zeltbahn, die ich durch alle Kontrollen hindurchretten konnte, errichte ich mir ein kleines Dach und versuche darunter zu schlafen, aber es gelingt nicht. Immer kreisen die Gedanken um den nächsten Tag. Werde ich freikommen oder in die Untersuchungshaft abgeschoben werden?

Um die Unruhe loszuwerden fange ich an, mein bisheriges Leben gedanklich zu durchwandern. Frühe Kindheitserlebnisse, Jugendjahre, Militärzeit, Kriegserfahrungen - alles wird wieder lebendig. Wie ein Wunder erscheint es mir, dass ich noch lebe. Erst in der Morgendämmerung überfällt mich der erlösende Schlaf. Träumend wandere ich weiter durch die Vergangenheit bis zum Erwachen.

Seit jener Nacht zum 2. Juni 1945 habe ich, besonders in schlaflosen Nächten, dieses Experiment wiederholt, nicht zuletzt, um das Erlebte lebendig zu erhalten. Oft schon nahm ich mir vor, die Geschichte meiner Jugend niederzuschreiben, erst im hohen Alter geschieht es nun. Natürlich habe ich mich gefragt, welchen Sinn es hat, über Erlebnisse die fast sechzig Jahre zurückliegen zu berichten. Sollte man diese Vergangenheit nicht ruhen lassen? Es sind in letzter Zeit aber gerade jüngere Menschen, die von Zeitzeugen erfahren möchten, wie sie die Jahre vor und während der nationalsozialistischen Diktatur erlebt haben.

Im folgenden Bericht möchte ich nicht nur erzählen, was ich gesehen und gehört habe, sondern auch zeigen, dass es für einen jungen Menschen nichts Größeres gibt, als sich der Führung Gottes anzuvertrauen.

Nordhorn im Herbst 2001

Karl Wlodarek

Erste Lebensjahre

Meine frühesten Erinnerungen kreisen um ein kleines Dorf südwestlich von Berlin. Die es einmal gründeten, müssen von der Landschaft sehr begeistert gewesen sein, denn sie nannten den Ort „Schönefeld“. Blickpunkt ist die evangelische Kirche mit ihrem siebenundzwanzig Meter hohen Turm. Davor sehe ich viele Grabsteine mit verwitterten Inschriften. Dicht bei der Kirche befindet sich das Spritzenhaus in dem die Ortsfeuerwehr ihren Löschwagen aufbewahrt. Manchmal dient es auch als Gefängnis für Landstreicher und Diebe, die immer wieder die Gegend heimsuchen. Jenseits der Kirche ist der Dorfplatz. Anfang der Zwanziger Jahre gab es hier einen Teich auf dem sich Enten und andere Wasservögel tummelten. Nachdem jedoch mehrmals Kleinkinder darin ertrunken waren, hat man ihn zugeschüttet.

Die Bewohner des Dorfes sind größtenteils Landleute. Fast jedes ihrer Häuser gleicht einer Festung, die von einem Vierbeiner bewacht wird. Ein Schild am Tor warnt ungebetene Gäste: „Vorsicht, bissiger Hund.“ In den beiden Gasthöfen ist nach Feierabend viel Leben. Die Männer des Dorfes besprechen beim Biertrinken die Ereignisse des Tages und tauschen Erfahrungen aus. Nicht immer geht es friedlich zu. Manchmal muss der Wachtmeister(Dorfpolizist)kommen, um einen Streit zu schlichten. Höhepunkt im dörflichen Treiben ist der zur Karnevalszeit stattfindende Feuerwehrball, auf den sich besonders die Kinder freuen, denn dann werden in den Familien große Mengen Pfannkuchen („Berliner“)gebacken.

An der Südseite des Dorfes rieselt ein Bach, Hammerfließ genannt. Diesen Namen hat er von einem Wasserwerk einige Kilometer stromaufwärts, das aber schon seit Jahren außer Betrieb ist. Im Sommer lädt das Hammerfließ zum Baden ein und im Winter, vorausgesetzt dass es zugefroren ist, zum Schlittschuh fahren. An seinem Oberlauf stehen viele Apfel- und Birnenbäume. Wenn die Früchte reif sind, fallen sie größtenteils ins Wasser, werden von der Strömung abgetrieben und

sammeln sich dort, wo der Bach eine Biegung hat; zur Freude der Kinder, die sie dann herausfischen.

In Schönefeld kam ich am 9. September 1919 als drittes Kind von fünf Geschwistern zur Welt. Von meinem Vater weiß ich, dass er der uneheliche Sohn eines Grafen in Kamnitz Kreis Tuchel (Westpreußen) war, der sich in die Kammerzofe seiner Frau verliebt hatte. Um die Folgen dieser Beziehung zu verbergen, überredete er seinen Kammerdiener Joseph Wlodarek dazu, die werdende Mutter zu heiraten. Auf diese Weise wurde mein Vater ehelich geboren. Als junger Mann kam er dann in die Mark Brandenburg und ließ sich in der Nähe von Berlin nieder. Ehe er 1915 in den Ersten Weltkrieg ziehen musste, betrieb er einen lukrativen Handel mit Leinöl, weshalb wir als Familie noch lange „Ölmanns“ genannt wurden. Leider konnte mein Vater dieses Geschäft nach seiner Entlassung vom Militärdienst nicht weiterführen. Er übernahm eine Anstellung als Dorfnachtwächter für ein monatliches Gehalt von sechzig Reichsmark. Dafür patrouillierte er allnächtlich, bewaffnet mit einem Seitengewehr das er aus dem Krieg mitgebracht hatte und seiner geliebten Trompete, von 22.00 bis 04.00 Uhr durch die Straßen. Als „Amtsperson“ fühlte er sich für die nächtliche Ruhe im Ort verantwortlich. Lautstarke Nachtschwärmer mussten sich von ihm an die Polizeistunde erinnern lassen. Brach ein Brand aus, alarmierte er mit einem bestimmten Trompetensignal die Feuerwehr. Gewissenhaft versah er seinen nächtlichen Dienst Jahr um Jahr. Urlaub gab es nicht.

Meine Mutter war Vaters zweite Frau. Er hatte sie als Witwer geheiratet. Sie entstammte einem Pfarrbauerngeschlecht aus der Nähe von Baruth. Pfarrbauern nannte man Landleute, die große Ländereien von der evangelischen Kirche gepachtet hatten. Mutter war eine empfindsame Seele, die es schwer ertragen konnte, wenn der Hausseggen schief hing, was bei der großen Kinderschar immer wieder vorkam. Im Verborgenen sind oft Tränen geflossen.

Die Wochenenden im Elternhaus sind mir besonders in Erinnerung geblieben. Zuerst musste der Hof aufgeräumt und gefegt werden, dann wurde der Steinfußboden in der Küche geschrubbt und mit frischem, weißen Sand bestreut. Nach diesem Samstagsdienst bekamen wir Kinder als Belohnung unsere Lieblingsspeise: Kakaosuppe mit Semmeltückchen darin. Geburtstage wurden in unserer Familie aus finanziellen Gründen nicht gefeiert, aber jedes Kind bekam an seinem Ehrentag